

»Louise Doughty führt ihre Leserinnen und Leser in dunkle Gefilde.« *HILARY MANTEL*

LOUISE
DOUGHTY

A silhouette of a person standing in a dark, misty forest, holding a flashlight that illuminates the scene. The person is wearing a long coat and pants. The background is a dark, greenish-blue forest with trees and foliage.

DECKNAME
BIRD

THRILLER
SUHRKAMP

Louise Doughty

**DECKNAME:
BIRD**

Thriller

Aus dem Englischen von

Astrid Arz

Herausgegeben von

Thomas Wörtche

Suhrkamp

Die Originalausgabe erschien 2023 unter dem Titel
A Bird in Winter
bei Faber & Faber Ltd., London

Erste Auflage 2025
suhrkamp taschenbuch 5494
Deutsche Erstausgabe
© der deutschsprachigen Ausgabe
Suhrkamp Verlag GmbH, Berlin, 2025
© Louise Doughty, 2023
Alle Rechte vorbehalten.

Wir behalten uns auch eine Nutzung des Werks
für Text und Data Mining im Sinne von § 44b UrhG vor.

Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
Umschlagfotos: Mark Owen/Trevillion Images (Frau im Wald),
FinePic® (Kratzer)

Umschlaggestaltung: zero-media.net, München
Printed in Germany
ISBN 978-3-518-47494-5

Suhrkamp Verlag GmbH
Torstraße 44, 10119 Berlin
info@suhrkamp.de
www.suhrkamp.de

DECKNAME:
BIRD

Schnee ist ein eigenes weißes Wort;
Nicht Frost noch Eis
Sehnen Knospe oder Vogel fort
Um Winters Preis.

Isaac Rosenberg,
On Receiving News of the War

1. TEIL

Und das Morgengrauen ist, meine ich, die Stunde, zu welcher der Paria ausgeht ... Das ist die Stunde des Gesetzlosen, des Verfolgten, des Verdammten, denn kein Mensch, der je geboren, könnte umhin, draußen in der freien Natur, wenn gleich die Sonne aufgeht, wenigstens einen Schatten der Hoffnung zu verspüren.

Geoffrey Household: *Einzelgänger, männlich*
(Deutsch von Michel Bodmer)

1

Die Wahrheit liegt im Auge der Betrachterin. Alaska. Erst wenn ich das Bild in seiner Gesamtheit betrachte und alle Details entziffert habe, werde ich wissen, was wirklich geschehen ist: Ich werde wissen, was mich in die Flucht getrieben hat. Wenn ich nur lange genug das Bild betrachte, werde ich früher oder später darauf kommen.

Und dies ist das Bild.

Alaska ist ein Eckraum mit zwei Außenwänden und bodentiefe Fenstern, in dem es immer kalt ist. Daher der Name Alaska. Das Glas ist natürlich einseitig verspiegelt – von der Straße aus sieht man lediglich dunkelblaue Wandflächen. Mitten in Alaska steht ein großer ovaler Glastisch mit verchromten Beinen. Um den Tisch sind ein Dutzend Stühle gruppiert, auch verchromt, mit weißen Kunstlederpolstern. Außer Tisch und Stühlen gibt es weiter keine Möbel in dem Raum. Die Farbe der kahlen Wände ist vom denkbar hellsten Blassgrau.

Ich sitze mittig an einer der Tischseiten, mit dem Rücken zur Tür. Kieron, unser Chef, steht am hohen Fenster und blickt über die Dächer der Stadt hinweg. Unsere Gebäudeseite ist von der New Street und dem Bullring abgewandt, er sieht also über den Rathausparkplatz, die A38 und das neue Gewerbegebiet, in das sich unser kleiner Verein unauffällig einfügt. Der schwere Himmel über Birmingham ist wolkenverhangen, so dicke weiße Wolken, dass sie wie eine feste Materie aussehen, undurchdringlich.

Ich beobachte Kieron. Er steht mit dem Rücken zu mir, aber etwas diagonal – ich kann sein Gesicht im Halbprofil sehen und warte auf irgendeine Regung, vielleicht ein Zucken seines Kie-

fermuskels, das mir verrät, was er denkt oder fühlt, doch er verharnt reglos. Er hebt seine Kaffeetasse von der Untertasse, um sich einen Schluck zu genehmigen, doch sein Rumpf hält so still, dass es mir vorkommt, als würde sich sein Arm selbständig bewegen, als wäre er ein Zinnsoldat mit künstlichen Gelenken – gefühllos, roboterhaft. Mörder gibt es schließlich in den unterschiedlichsten Formen und Größen – mal tragen sie Uniform, mal creme-weiße Hemden.

Carmella sitzt mir gegenüber, mit dem Rücken zu Kieron, den Blick mit konzentriertem Gesichtsausdruck auf die Papiere vor ihr gesenkt. Am unteren Tischende sitzen James, Samuel und Kit auf einem Haufen wie Spatzen auf einem Ast. Schließlich sind sie noch Grünschnäbel, wohl keiner von ihnen über fünfunddreißig. Sie rücken gern zusammen, wenn es Probleme gibt: In der Gruppe fühlen sie sich sicherer.

Wir haben alle Kaffeetassen vor uns, und in der Tischmitte steht ein Teller mit Gebäck, noch unberührt, bis auf ein Croissant, das Carmella sich vor Kurzem genommen und wieder zurückgelegt hat, nachdem sie sich das abgerissene Ende in den Mund gesteckt und ein paar Blätterteigkrümel auf dem Tisch verteilt hat. Sie und ich haben uns immer bemüht, in Meetings verschiedener Meinung zu sein, ein Pakt, den wir am ersten Tag geschlossen haben, an dem wir zusammen Alaska betraten und sie sich zu mir vorbeugte und allen Ernstes flüsterte: »Achte drauf, dass wir einander nicht immer zustimmen, damit die Jungs nicht sagen, dass wir das Gespräch dominieren.« Ich weiß, dass es ein taktischer Fehler wäre, Carmella in die Augen zu sehen, wenn Kieron voll loslegt.

Genau jetzt würde ich aber wirklich gern ihren Blick abfangen. Ich möchte wissen, was sie von dem hält, was uns soeben verkündet wurde – doch sie starrt eisern auf ihre Unterlagen, obwohl wir doch alle wissen, dass die Papiere gerade unwichtig ge-

worden sind. Den drei Jungs am Tischende bleibt offenbar die Luft weg. Wir alle sind sprachlos.

Während ich so dasitze und Kierons Ansage sacken lasse, geht er zum Tisch zurück und stellt seine Tasse mit Untertasse wieder auf die Glasplatte. Er wendet sich Carmella zu und legt ihr die linke Hand locker auf die Schulter, und in dem Moment – mehr war nicht drin, wie mir später aufgeht – richtet sie ihren Blick auf mich, wobei sie sich so angestrengt einen neutralen Gesichtsausdruck bewahrt, dass sie mir ihre Gedanken nicht deutlicher vermitteln könnte. Ich spüre, wie ich aufstehe, und währenddessen denke, vielmehr berechne ich Folgendes: *Bis zu den Aufzügen sind es keine dreißig Schritte.*

Mein Vater litt unter Schlafstörungen. Wenn ich nachts wach wurde, hörte ich ihn umhertapern – wir bewohnten ein bröckelndes altes Haus. Man konnte kaum einen Schritt tun, ohne dass eine Bodendiele knarzte. Ich weiß noch, wie ich eines Nachts aus dem Bett schlüpfte und auf den oberen Flur raustappte. Ich wusste, dass mein Vater irgendwo im Haus war, auf und ab ging, und verspürte den Wunsch, ihn zu trösten.

Damals muss ich wohl so um die fünf gewesen sein – meine kleinen Brüder waren noch Babys und schliefen in Kinderbettchen im Elternschlafzimmer. Ich blieb vor der offenen Tür stehen und spähte rein. Meine Mutter lag leise schnarchend auf dem Rücken. Die Bettchen der Kleinen standen nebeneinander unter dem Fenster. Ich konnte ihre Umrisse sehen, kleine Hügel wie Nacktschnecken, still. Die Vorhänge meiner Eltern waren dünn, und das Zimmer wurde vom Mond beschienen. Ihre blaue Tagesdecke aus Plüsch war zerwühlt und verrutscht. Meine Mutter lag halb frei, ein kräftiges Bein bloß und ihr Nachthemd bis zur Hüfte hochgerutscht. Wenn ich ein mutigeres Kind gewesen wäre, wäre ich an ihre Bettseite gegangen und hätte sie zugedeckt,

aber ich zog mich von der Schwelle zurück und ging durch den Flur meinen Vater suchen. Ich war so klein, so leicht, dass die Bodendielen unter mir nicht knarzten.

Ich fand meinen Vater am anderen Ende des Flurs, seine Silhouette vor einem Fenster, das auf unseren weitläufigen, verwilderten Garten hinausging. Er rauchte und blickte auf den struppigen Rasen, die Hecke, die Felder dahinter. Unser Haus war das letzte in unserer Straße vor freiem Feld – Jahrhundertwende, hohe Schiebefenster, die winters in ihren Rahmen klapperten. 1940 hatte ein Bomben-Irrläufer den Rest der Straße weggefeigt, der danach mit modernen Backstein-Doppelhäusern und Bungalows neu bebaut worden war. Unser Haus war als einziges Überbleibsel aus der Vorkriegszeit stehen geblieben, im wahrsten Sinne des Wortes freistehend.

Ich weiß noch, dass ich dachte: *Er ist einsam.*

Er drehte sich zu mir um, als ich näher kam. »Bird«, sagte er. Solange ich zurückdenken konnte, nannte er mich Bird, Vogel. »Wieso bist du nicht im Bett?«, fragte er zerstreut, als würde er eine Antwort weder wollen noch erwarten, wandte den Blick wieder Richtung Garten, hob das Kinn und legte den Kopf in den Nacken, um eine feine Rauchsäule Richtung Decke zu pusten.

Ich stand in meinem langen Baumwollnachthemd neben ihm, den Kopf an seine Hüfte geschmiegt. Er legte mir die linke Hand auf den Scheitel und strich mir übers Haar, mit festem Druck nach unten, als wäre ich eine Katze. So standen wir eine Weile da, mein Vater und ich, und verständigten uns ohne Worte.

»Was guckst du dir an?«, fragte ich schließlich.

Er neigte den Kopf zu mir runter und flüsterte: »Den Mond ...«

Ich spähte aus dem Fenster in den Himmel. »Wo ist er?«, fragte ich. Aus meiner Perspektive war kein Mond in Sicht.

»Ach, der ist immer da, Bird«, erwiderte er. »Auch wenn man ihn nicht sehen kann, ist er doch immer da.« Seine Zigarette war

heruntergebrannt, und er betrachtete die glühende Spitze zwischen seinen Fingern. »Der Mond folgt einem, wohin man auch geht. Mal ist er dick und rund, mal nur eine Sichel, und dann wieder kann man ihn wegen der Wolkendecke gar nicht sehen, aber er ist trotzdem da.« Bei ihm hörte sich der Mond wie ein Suchscheinwerfer an, dem man nie entkam.

Mein fünfjähriges Ich verstand noch nicht, dass die Gedanken und überhaupt das Leben meiner Eltern auch unabhängig von mir existierten, auch jenseits der Grenzen meiner Welt. Trotzdem begriff ich genug, um zu merken, dass mein Vater vor etwas dort draußen im Dunkeln Angst hatte – oder davor, dass etwas ans Licht kam.

Offenbar verstehen wir bis zum Alter von zwei Jahren nicht, dass unsere Eltern woanders weiterexistieren, wenn sie aus dem Zimmer gehen. Einem Baby kommt es so vor, als hätte sich die Bezugsperson, von der sein Leben abhängt, in Luft aufgelöst. Kein Wunder, dass Säuglinge ständig schreien. Das ist keine Unart, sondern existenzielle Verzweiflung.

Mit etwa acht Jahren ging mir auf, dass mein Vater ein Lügner war.

»Ich fahre nach Frankreich, Bird«, erklärte er eines Tages vollmundig, »soll ich dir etwas Käse mitbringen?«

»Ich hätte gern eine Puppe in Landestracht«, erwiderte ich in ernsthaftem, respektvollem Tonfall, der meiner Erfahrung nach am besten bei meinem Vater anschlug. Damals besaß ich ein Buch, ein großes bebildertes Buch nach der Art eines Kinderlexikons, das *Landestrachten der Welt* hieß. Ich konnte stundenlang auf dem Bauch auf meinem Bett liegen und es durchblättern, mir vorstellen, ich wäre Mila aus der Schweiz mit einer weißen Schürze mit rotem Kreuz vorne drauf oder Kakalina aus Hawaii mit einer Blumenkette (Kakalina hatte zwar ein schöneres Outfit, aber Mila einen Hund). Ich sehnte mich nach einer eigenen

Sammlung, hatte mir schon ausgemalt, wie ich sie auf dem Regalbrett über meinem Bett aufstellen würde. Vorerst besaß ich bloß eine Holländerin mit Holzpantinen und steifen blonden Strohhöpfen.

Mein Vater lachte wie über einen Witz. »Mit einer Zwiebelkette um den Hals, Streifenshirt und Baskenmütze?«

Na ja, wenn sie das dort tragen ...

Er war über drei Wochen fort. Als er wiederkam, wartete ich darauf, dass er eine Puppe aus dem Hut zauberte. Ich rechnete nicht gleich damit, als er zur Tür hereinkam – meine Brüder und meine Mutter waren auch noch da, und natürlich konnte er nicht jedem von uns ein Geschenk mitbringen, aber ich war doch immerhin sein Liebling ...

Erst drei oder vier Tage nach seiner Rückkehr hatte ich an einem Sonntagvormittag Gelegenheit, ihn allein zu sprechen. Meine Mutter hatte meine frommen kleinen Brüder in die Kirche mitgenommen – mein Vater und ich waren beide Atheisten; das hatten wir so besprochen. Ich wartete, bis die Luft rein war, und ging dann zu ihm, wo er im vorderen Wohnzimmer saß, dem Raum, der früher der Salon gewesen wäre. Er hatte vor etwa einem Jahr mit Rauchen aufgehört, aber in diesem Teil des Hauses hielt sich immer noch eine leichte Grundnote von Zigarettenasche, und in meiner Erinnerung hatte das Licht aus dem Erkerfenster etwas leicht Dunstiges.

Er saß in seinem Lieblingssessel und las die Zeitung. Zu jener Zeit waren Zeitungen noch so groß, dass Männer in Sesseln sie hochhalten und dahinter verschwinden konnten – da stand ich also vor meinem Vater und redete mit der Zeitung. An dem Tag lautete die Schlagzeile ALDERMASTON MARSCH KURZ VOR LONDON, über einem Foto von Männern mit Mänteln und Hüten vor einer Menschenmenge, die Plakate und Transparente hochhielt.

»Dad«, setzte ich an, in einer Silbe ausgesprochen, dann nochmal zweisilbig: »Da-ad ...«

»Ja-ha ...«, murmelte er hinter seiner Zeitung.

»Wie war's in Frankreich?« Ich wählte einen sanften Einstieg, indem ich Interesse an seiner Reise bekundete.

Er ließ die Zeitung sinken. Der Aldermaston-Marsch, was auch immer das sein mochte, sackte beim Ablegen auf seinem Schoß in sich zusammen. »Frankreich?«, fragte er.

»Ja«, sagte ich.

Einen kurzen, aber verräterischen Moment lang setzte er eine verständnislose Miene auf. »Ach so, Frankreich, ja, *Frankreich*, ja, danke, Frankreich war großartig.« Er hielt die Zeitung wieder hoch und redete dahinter weiter. »Deine Mum kommt gleich wieder, Bird, sei ein braves Mädchen.«

Ich ging mit finsterer Miene aus dem Zimmer. Mein Vater ist ein Lügner. Er war überhaupt nicht in Frankreich. Es war meiner Erinnerung nach das erste, aber bei Weitem nicht das letzte Mal, dass er mich unterschätzte.

»Dein Vater ist im Krankenhaus.« Der Anruf meiner Mutter an einem Dienstagnachmittag war ungewöhnlich – normalerweise redeten wir sonntags miteinander. Ich war fünfunddreißig. Mein Vater sollte vor meinem sechsunddreißigsten Lebensjahr sterben. *Dein Vater ist im Krankenhaus*. Später würde ich diesen Satz meiner Mutter etwas sonderbar finden, so als handelte es sich bei dem Mann im Krankenhaus in erster Linie um meinen Angehörigen. Vielleicht wollte sie mir zugestehen, dass es eine Sache war, seinen Mann zu verlieren, aber seinen Vater nochmal etwas ganz anderes. »Ich hab deine Brüder angerufen. Louis meint, dass er es morgen hierher schafft.«

Mein Vater hatte an dem Morgen einen Schlaganfall gehabt, fuhr sie fort, einen kleinen, nahmen sie an. Er hatte sich über

den Mülleimer gebückt, und als er sich aufrichtete, hatte er geschwankt und sich mit einer Hand an der Küchenarbeitsplatte festgehalten. »Ich sehe auf einmal ganz verschwommen«, hatte er gesagt.

Sie half ihm auf einen Küchenstuhl, und sie hätten den Vorfall beide damit abgetan, dass er sich zu schnell aufgerichtet hatte, wäre ihr nicht aufgefallen, dass er den linken Fuß nachzog, als sie ihm auf den Stuhl half.

Das CT bestätigte später, dass es ein leichter Schlaganfall gewesen war – aber so verlief das oft: der Mini-Schlaganfall als Vorbote, als Schuss vor den Bug. Der große fällt einen hinterher, so auch bei meinem Vater.

Sie sagte mir, in welchem Krankenhaus er lag – ich kannte es nicht, aber als ich nachschaute, sah ich, dass es auf der richtigen Seite von Coventry lag, sodass ich von London hinfahren und mitten am Abend ankommen konnte.

Dann sagte sie etwas, das mich verwirrte: »Er liegt auf Station C3. Es ist die Psychiatrie.«

Erst auf der Fahrt zum Krankenhaus rief ich mir das ganze vergangene Jahr ins Gedächtnis und machte mir klar, wie stark mein Vater abgebaut und wie meine Mutter das vor mir verborgen hatte. Auf meine vielbeschäftigte, abgelenkte Art hatte ich schon bemerkt, dass er bei meinen Besuchen oft geistesabwesend oder unaufmerksam war – manchmal schlief er im Sessel, dann wieder hieß es, er »ruht sich oben etwas aus«. Aber jetzt erinnerte ich mich an diese seltsame Leere in seinem Blick, wenn er mich bei der Begrüßung betrachtete, wie er mich minutenlang nur ansah, bis plötzlich etwas an mir – eine vertraute Geste oder Redewendung – seinem Gedächtnis auf die Sprünge half und er lächelnd sagte: »Bird! Wie geht's dir?«

Das hier hat sich schon länger angebahnt, dachte ich, während

ich auf den Krankenhausparkplatz einbog, auch wenn ich mir da noch nicht eindeutig sicher war, was das hier eigentlich bedeutete. Ich war noch nicht beunruhigt genug, um an die Tragweite zu denken. Während ich im Dunkeln über den Parkplatz ging, der schwarze Asphalt glänzend vom Regen, herrschte in meinem Kopf der Ärger darüber vor, dass meine Mutter mir nicht schon längst von der Verfassung meines Vaters berichtet hatte.

Ich hatte die beiden seit drei Monaten nicht mehr besucht und war nicht vorbereitet auf die Veränderungen, die ich jetzt an ihm wahrnahm: die unordentlichen Bartstoppeln, die eingefallenen Wangen, der argwöhnische Blick aus großen dunklen Augen. An seiner Zimmertür musste ich mich kurz sammeln, während meine Mutter vom Stuhl neben seinem Bett aufstand und sagte: »Setz dich ein wenig zu ihm, ich geh nur mal rasch zur Toilette.«

Ihr Gesicht wirkte abgespannt, und mich überkamen kurz Schuldgefühle – offensichtlich hatten sie es viel schwerer gehabt, als sie sich anmerken ließen, während ich so ganz in meiner Arbeit aufgegangen war, das Universum zu retten.

Mein Vater starrte reglos vor sich hin. Wenn die offenen Augen nicht gewesen wären, hätte ich gedacht, er würde schlafen. »Geh und hol dir einen Kaffee, ein Sandwich«, sagte ich zu ihr, den Blick noch auf ihn gerichtet. »Du kannst mich auf neuesten Stand bringen, wenn du wiederkommst.« Sie nickte, kam auf mich zu und drückte mich kurz, beide Handflächen an meinen Rücken gepresst, gleich viel Dankbarkeit und Zuneigung in der Umarmung.

»Ich komm bald wieder«, sagte sie leise und zog die Tür hinter sich zu.

Ich saß am Bett meines Vaters und nahm seine Hand, und er wandte mir den Kopf zu und sah mich aus wässrigen, nicht wie-

dererkennenden Augen an, ehe er sich wieder abwandte. Weil mich sein Blick aufgewühlt hatte, sah ich mir seine Hand an, die grünen Venenknoten unter der Haut, die langen dunklen Haare an jedem Finger. Ich sah, dass seine Fingernägel akkurat geschnitten waren, und wunderte mich, dass er noch die Geistesgegenwart dafür besessen, aber zugleich die Fähigkeit eingebüßt hatte, sich richtig zu rasieren. Ich dachte über seine Körperpflege nach, und weil ich noch nicht um ihn trauern konnte – dafür schien es noch zu früh zu sein, es kam mir ungehörig vor –, trauerte ich stattdessen seiner verlorenen Eitelkeit nach und allem, wofür das stand.

»Es ist so ...« Seine Stimme klang erstaunlich klar und deutlich. »Es ist so ...«, wiederholte er.

Ich sah ihn an, doch er erwiderte meinen Blick nicht, sondern sah vor sich hin. Er war wieder verstummt, als hätte er bereits gesagt, wie es war. Dann setzte er erneut an.

»Wenn sich D467 nicht binnen zwölf Stunden zurückmeldet, müssen wir alle unsere Leute in Kenntnis setzen.« Und, nach der nächsten Pause: »Bratislava.«

Meine Mutter würde nicht lange wegbleiben, das wusste ich. Mobilfunktelefone, wie wir damals dazu sagten, waren noch etwas Ungewöhnliches – komische Vorstellung jetzt, aber wenn man in der Öffentlichkeit eins hervorzog, fragten einen die Leute, wozu man so etwas besaß. Als ich aus dem Zimmer ging, sah ich mich auf dem Gang um, ehe ich meins aus der Handtasche nahm. Es war zehn Uhr abends und keiner da. Sie hatten Dad in das am weitesten von der Stationsleitung entfernte Krankenzimmer gelegt. Ich blickte den ganzen Flur entlang auf die lange Reihe immer kleiner werdender Wände und Türen. Die gelblichen Leuchtröhren an der Decke über mir summten leise. Davon abgesehen war da nichts, niemand, nur die grauen und eierschalenfarbenen Flächen eines leeren Krankenhausflurs.

Ich zögerte. Ich wusste, dass ich den Bereitschaftsdienst anrufen sollte, aber mein erster Impuls war, mich bei Richard Semple zu melden, dem ehemaligen Protegé meines Vaters. Ich fürchtete um die Verletzlichkeit meines Vaters und wollte, dass sich jemand, der ihn kannte und mochte, dieser Sache annahm. Aber dann hielt ich mich doch an das Protokoll, wählte, nannte den Code, gefolgt von meinen Identifikationsangaben, und erreichte eine diensthabende Beamtin. »Ich muss mit jemandem über meinen Vater sprechen, Robert Berriman«, sagte ich. »Er ist pensioniert und wurde vor Kurzem ins Newland Krankenhaus eingewiesen, ein paar Meilen südwestlich von Coventry. Er hatte einen Schlaganfall, aber ich nehme auch an, dass er im Demenz-Frühstadium ist, und er redet.«

Die Frau im Bereitschaftsdienst befragte mich nach weiteren Einzelheiten und sagte dann: »Bleiben Sie kurz dran.« Während sie meine Angaben ins System eingab, hörte ich ihre Tastatur klappern, Pause, weiterklappern.

Beim Warten blickte ich immer noch den Gang auf und ab. Hoffentlich dauerte es nicht lange – ich wollte nicht von meiner Mutter gesehen werden, wie ich vor dem Zimmer stand.

Wenig später meldete sich die Bereitschaftsbeamtin mit den Worten zurück: »Danke für Ihren Anruf, wir sind im Bilde.«

Nachdem ich aufgelegt hatte, blieb ich kurz auf dem grau-gelben Flur stehen, betrachtete ihn in voller leerer Länge, horchte auf das leise Summen der Neonröhren und ein rhythmisches Klicken. Eine kleine Motte war irgendwo da drin gefangen.

Als ich meine obligatorische psychologische Beurteilung für den Service absolvierte, war der Psychiater ein älterer weißer Herr mit Bart. »Stellen Sie sich vor, Sie zeigen mir ein typisches Familienfoto aus Ihrer Kindheit«, sagte er, »und beschreiben es mir: Wer ist drauf zu sehen, wer sitzt in welchem Verhältnis zu wem?«

Da sah ich uns als Familie vor mir, wie wir abends Fernsehen schauten. Wir hatten ein großes Schwarz-Weiß-Gerät in einer Mahagonischränkwand in der Zimmerecke. Auf diesem Bild drückte meine Mutter meine Brüder auf dem Sofa an sich, während die beiden sich gegenseitig wetteifernde Blicke zuwarfen; mein Vater saß mit konzentrierter Miene auf seinem Sessel. Immer mal wieder ärgerte er sich über die fehlerhafte Wortwahl eines Moderators oder einer Ansagerin und korrigierte die Betreffenden laut. Ich saß im Schneidersitz auf dem Teppichboden und stellte mich fernsehend, während ich aus den Augenwinkeln meinen Vater und die kleine zusammengeschweißte Einheit aus meiner Mutter und den Brüdern beobachtete. Klarsichtig, so dachte ich im späteren Leben an mich selbst zurück, eine, der nichts entging.

Auf diesem Bild waren Timothy und Louis etwa drei. Tim war drall und selbstzufrieden, ein robuster Brocken von einem Kind – schon damals war erkennbar, dass er mal gut in Sport und der Schrecken des Spielplatzes sein würde. Später im Leben ging er in die Versicherungsbranche und machte massenhaft Geld in einer obskuren Sparte, die mir ein ewiges Rätsel blieb, irgendwas mit Handelsschiffahrt. Er zog nach San Diego und heiratete eine Amerikanerin, die mich – mit dem zerstreuten Gebaren einer Person, die sich nicht richtig an meinen Namen erinnern konnte – immer nur *Süße* nannte. Louis war der Schwächling, dünner und blasser als Tim, hatte ein besonders enges Verhältnis zu unserer Mutter und war ein sehr, sehr stilles Kind. Über weite Teile seiner Kindheit gab es, im Sprachgebrauch jener Zeit, Sorgen, er wäre »ein bisschen zurückgeblieben«, aber getestet wurde er nie. Später zog er nach Madrid, um eine Linguistik-Professur anzutreten. Offenbar ist er eine ziemliche Koryphäe auf seinem Gebiet.

In dem Alter waren beide Zwillinge ganz verrückt nach unse-

rer Mutter, klammerten sich an sie und konkurrierten um ihre Aufmerksamkeit. Wenn wir abends zusammen fernsahen – für gewöhnlich die Dokumentarfilme, auf denen mein Vater bestand –, kuschelten sie sich beidseitig in ihren Pyjamas an sie und wurden in die üppigen Täler ihres Oberkörpers und der weichen Oberarme gedrückt. Louis lutschte am Daumen, und Tim zwirbelte das Haar hinter seinem rechten Ohr um einen Finger. Dann zog sie sie fest an sich und verkündete fröhlich: »Wie gut, dass ich zwei Arme habe.«

»Wir waren eine sehr liebevolle Familie«, antwortete ich, »ich hatte eine behütete Kindheit, glücklich. Völlig normal.«

Der bärtige Doktor schwieg kurz und sagte dann leise: »Dann habe ich nicht gefragt.«

Einmal fragte ich meine Mutter, ob es ihr etwas ausgemacht habe, dass ihr Ehemann nie von seiner Arbeit erzählte, dass er immer mal wieder verschwand und es in unserem Haus still wurde. Damals war ich Anfang dreißig und ein knappes Jahr in dem Beruf – mir war schleierhaft, wie irgendwer, ob Mann oder Frau, ihn mit einem normalen Familienleben vereinbaren konnte. Ich war neugierig.

Für einen Samstag im März war es ungewöhnlich warm. Ich war am Vorabend angekommen und wollte bis Sonntagvormittag bleiben. Für mich war das immer noch ein »Nachhausekommen am Wochenende«. Dad hatte sich ein Jahr zuvor pensionieren lassen, mit sechzig, obwohl er natürlich schon vor zehn Jahren aus dem aktiven Dienst abgezogen worden war. Er hatte Glück, dass sie ihn noch ein weiteres Jahrzehnt in der Verwaltung unterbringen konnten, aber es war doch zu früh für ihn gewesen. Er war ruhelos, immer noch körperlich fit und stark, und verschwand weiterhin ganze Tage am Stück aus unklarer Ursache – manch-

mal fragte ich mich, ob er eine späte Affäre hatte, obwohl ich mir jetzt im Nachhinein sage, er konnte wohl einfach nur nicht von der Gewohnheit lassen. Geheimnisvoll sein macht schließlich süchtig – es stellt uns in den Mittelpunkt des Geschehens.

Mum sagte, er ginge jeden Tag auf einen langen Spaziergang, zu den Läden im Zentrum oder zum War Memorial Park, angeblich um in Form zu bleiben, aber ich vermute, dass er es einfach nicht den ganzen Tag zu Hause aushielt. Jetzt, im Nachhinein, macht es mich traurig. In unserer Branche bleibt man lebenslang, was man ist. Die Vorstellung, aufzuhören, musste sich für ihn wie eine Art Tod angefühlt haben, und all sein Verschwinden und Sich-körperlich-fit-Halten auf der Welt nichts weiter als Aufschieben – und wie sich herausstellen sollte, lag er damit natürlich richtig. Er konnte die Gewitterwolken am Horizont erahnen und fürchtete sich vor ihnen.

Er hatte sich entgegen den Einwänden meiner Mutter zu einem Spaziergang in die Stadt aufgemacht, etwas Tee in einer Thermoskanne und ein Stück Fruchtekuchen in Butterbrotpapier eingesteckt – wir sollten nicht mit dem Mittagessen auf ihn warten. Ich freute mich insgeheim. Ich redete gern mit meinem Vater, und ich redete gern mit meiner Mutter, hatte aber ganz unterschiedliche Beziehungen zu beiden: Wir redeten über verschiedene Themen, verwendeten sogar andere Ausdrücke. Wenn wir alle zusammen waren, nahmen wir unsere Zuflucht zu Smalltalk, der *Lingua franca* einer jeden Familie.

Sein Aufbruch erinnerte mich daran, wie ich jedes Mal, wenn Dad aus dem Haus ging, damit gerechnet hatte, dass seine Erklärung dafür unwahr sein könnte.

Ich sprach das Thema beiläufig an, als meine Mutter uns am Samstag einen Sonntagsbraten auftischte, weil ich am nächsten Tag nach dem Frühstück losfahren musste. Nachdem wir darüber geredet hatten, dass Dad rausgegangen war, konnte ich ganz un-

verfänglich einwerfen: »Hat es dir je was ausgemacht, dass er viel unterwegs war, meine ich? Wegen seiner Arbeit.«

Meine Mutter kam aus einer Frauengeneration, der man antrainiert hatte, dass ihnen alles Mögliche nichts ausmachte – doch da gab es schon noch einen Unterschied zwischen sich unbeeindruckt geben und sich tatsächlich nichts draus machen. Wir haben schon so viel von dem vergessen, was für Frauen ihres Alters selbstverständlich war: mit der Heirat die eigene Berufstätigkeit aufgeben, weder einen eigenen Pass noch ein Bankkonto haben, keine Hypothek ausgestellt bekommen. Wie ähnlich Frauen damals aussehen sollten – Dauerwelle, Glockenröcke, Kopftücher – und wie einig sich die Männer waren, dass *Frauen* alle miteinander *so* oder *so* waren, allesamt eine homogene Masse, die den lieben langen Tag ein und dasselbe fühlte und dachte.

Zu jener Zeit ging es vielen ihrer Freundinnen schlechter als ihr. Ich erinnerte mich sehr gut an das vorstädtische Coventry der fünfziger und sechziger Jahre. Joy Kendall von gegenüber konnte samstags nicht aus dem Haus gehen, ohne dass ihr Mann mit angehobenem Unterarm im Erkerfenster stand, mit starrem Blick auf sein Handgelenk. Traf sie auch nur eine Minute später als ihre geschätzte Rückkehrzeit ein, stellte er sich in die Haustür, während sie die Straße raufkam, und man konnte von gegenüber hören, wie er sie anbrüllte. Mrs Carlton aus der Zweiundfünfzig hatte einen Mann, der mit der städtischen Bibliothekarin schlief. Meine Mutter musste bloß unauffällig sein und sich nicht beklagen – jedenfalls soweit ich es wusste.

Als ich sie also fragte: »Hat es dir nichts ausgemacht?«, und sie ihr übliches verträumtes Lächeln aufsetzte, erwartete ich von ihr die Antwort: »Nein, eigentlich nicht ...«

Stattdessen sagte sie, während sie mir Kartoffeln auftat: »Na ja, nur ein einziges Mal.«

Ich wartete, was nun kommen würde.